

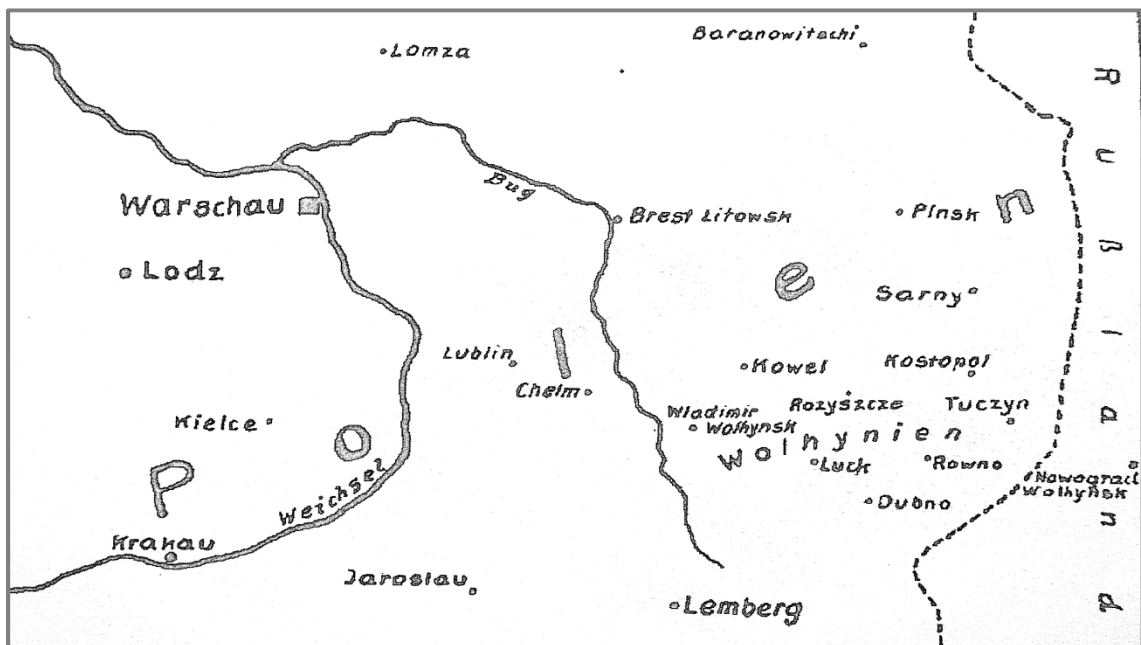
Abschrift:

Waldemar Krusche (1897 – 1942)

Von den deutsch-evangelischen Kolonisten in Polnisch-Wolhynien

aus: Die evangelische Diaspora, Jahrgang 1928, S. 28 – 37*

"Der Fisch sucht, wo's tiefer und der Mensch, wo's besser ist." Dies in Wolhynien geläufige Sprichwort kennzeichnet es, was die Vorfahren der deutschen Kolonisten Wolhyniens einst veranlaßt hat, ihre Heimat zu verlassen und in die Fremde zu ziehen. Es war vor ungefähr 120 Jahren, als sich eine starke Welle deutscher Auswanderer ostwärts wandte und hauptsächlich im früheren Kongreßpolen verebte. Nur wenige zogen nach kurzem Aufenthalt weiter und kamen vor etwa 100 Jahren nach Wolhynien. Eine weit größere Zahl verbrachte in Kongreßpolen zirka 59 Jahre und folgte dann den ersten Pionieren. Märchenhafte Berichte über die Fruchtbarkeit des wolhynischen Bodens und lockende Angebote wolhynischer Gutsbesitzer waren es, die in ihnen den alten Trieb nach etwas Besserem wieder wachriefen und sie veranlaßten, abermals zu "wandern". - Die hochgespannten Erwartungen der Kolonisten sind nur zum geringen Teile in Erfüllung gegangen. Wolhynien stellte damals einen gewaltigen Urwald dar. Wo nicht Wald war, war Sumpf. Allerschwerste Arbeit galt es in den ersten Jahrzehnten zu leisten, und der Gewinn davon war anfangs nur gering. Treffend kennzeichnet den damaligen Zustand das in jener Zeit von den Kolonisten geprägte Wort: "Der erste arbeit't sich zu Tod, der zweite leidet auch noch Not, erst der dritte, der hat Brot." Aber zäher deutscher Kolonistenfleiß ist Herr geworden über alle Schwierigkeiten. Wo niemand es wagte, Hand ans Werk zu legen, taten sie es. Die einheimischen Ukrainer – die "Grauen", wie sie der Kolonist nennt - lachten erst über den einfältigen Deutschen, der sich das Leben so schwer machte. Aber das Lachen ist ihnen mit der Zeit vergangen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hob sich der wirtschaftliche Wohlstand der Kolonisten. Bei dem starken Geburtenzuwachs stieg auch ihre Zahl ganz erheblich, so daß man in ganz Wolhynien vor dem Kriege zirka 250 000 Deutsch-Evangelische zählte. Ein starkes, gesundes Gemeinwesen mitten unter Fremdstämmigen und Andersgläubigen!



Den geistigen Rückhalt dieses Volkssplitters bildete sein Glaube, und sein einzigartiges Organisations- und Bindemittel war seine Kirche. Nach Wolhynien hatten die Auswanderer eine aufrichtige und ernsthafte Frömmigkeit mitgebracht, und das Leben in der Einsamkeit unter Entbehrungen und Gefahren hat sie nicht geschwächt, sondern gestärkt. Nach dem kongreßpolnischen Muster wurde überall das Kantoratsschulsystem eingeführt und in jeder Einzelgemeinde (Kolonie) die Pflege des religiösen Lebens einer örtlichen Kraft

übertragen. Dies System ermöglichte es, daß eine Zeitlang ein einziger Pastor ganz Wolhynien betreute, und die Gemeinden dabei doch nicht verwarhlosten und der Kirche sich nicht entfremdeten. Mit der Zeit wurden immer mehr Kirchspiele gegründet: in ganz Wolhynien acht, im jetzigen Polnisch-Wolhynien fünf. auch in kirchlicher Beziehung ließ sich deshalb bald ein augenfälliger Fortschritt feststellen. In Rozyszcze und Luck wurde je eine gemauerte Kirche errichtet; in Tuczyn und Wladimir war gleichfalls der Bau einer solchen geplant. Das Kantoralssystem wurde immer besser ausgebaut.

Jede Kolonie hatte ihr eigenes Bethaus mit Betsaal, Schulzimmer und Wohnung für den Kantor-Lehrer. Die Gottesdienste wurden im allgemeinen gut besucht, man legte Wert auf strenge Zucht und reine Sitten. – Weniger gut war es mit dem Schulwesen bestellt. Es mangelte an geeigneten Lehrkräften, vor allem aber an dem Bildungswillen der ganz von der Arbeit in Anspruch genommenen Kolonisten. Aber auch in dieser Beziehung war ein langsamer Aufstieg zu verzeichnen, so daß sich für das deutsche Siedlertum in jeder Hinsicht eine gute Zukunft erwarten ließ.

In diesem Zustand des wirtschaftlichen und geistigen Aufstiegs führte der Weltkrieg eine jähe Wendung herbei. Jedoch nicht der Krieg an sich. Daß alle wehrfähigen Männer zu den Waffen gerufen wurden, war den Wolhyniern selbstverständlich. Als Evangelische und als Deutsche waren sie an die gewissenhafte Erfüllung ihrer Staatspflichten, auch der schwersten, gewöhnt. Während aber die deutschen Wolhynier ihr Leben auf dem Schlachtfelde fürs russische Reich sogar im Bruderkampfe dahingaben, erließ Nikolaj Nikolajewitsch im Sommer 1915 plötzlich den Befehl, daß alle Deutschen an Wolhyniens Grenzen binnen weniger Tage verlassen mußten und nach dem Innern Rußlands bzw. nach Sibirien abtransportiert werden sollten. Das war der schwerste Schlag, der das deutsche Siedlertum überhaupt hat treffen können: die Scholle, die man mit eigenem Schweiß und Blut der Wildnis abgerungen, sein Hab und Gut, das man im Laufe von Jahrzehnten sich mühsam erworben hatte, das alles mit einemmal verlieren und hinausgetrieben werden wie gemeine Verbrecher nach Sibirien, – das erschien den schlichten Leuten unglaublich und unmöglich. viele verließen deshalb ihr Besitztum nicht freiwillig; mit Gewehrkolben mußte man sie von ihren Gehöften vertreiben. Man küßte seine Scholle und nahm Abschied von ihr – die meisten für immer. Noch heute erzählen es die Einheimischen, daß sie die Tage der Vertreibung der Deutschen nie vergessen werden: solch ein Jammer und solch ein Herzeleid hätten sie seitdem, selbst in späteren Kriegswirren, nicht erlebt.

Einer unendlichen Karawane glich der Zug der verbannenen deutschen Kolonisten. Bis tief nach Rußland hinein fuhr man auf Wagen. Es war ein Leichenzug. Kinder und Greise, vielfach auch kränkliche Frauen, konnten die Strapazen der monatelangen Reise nicht ertragen. Wenn aber nach einem Tagesmarsch haltgemacht wurde, hieß es vor allem: Tote begraben! Dezimiert und völlig erschöpft kam man an seinem Bestimmungsort, in den östlichsten Teilen Rußlands oder in Sibirien, an.

In der Verbannung ist es den Überlebenden nicht gerade schlecht ergangen. Anfänglich zwar begegneten ihnen die Einheimischen, selbst die Schwaben an der Wolga, mit großem Mißtrauen. Man meinte, diese Leute müßten doch etwas verbochen haben, da man sie so erbarmungslos von Haus und Hof vertrieben hatte. Aber die Erfahrung bewies, daß es stille und arbeitsame Menschen waren, und darum glaubte man schließlich auch, was sie mit gutem Gewissen sagten: daß ihr Verbrechen einzig und allein darin bestand, daß sie Deutsche waren. – Während Weib und Kind, Väter und Großväter in der Verbannung waren, kämpften die wolhynischen Männer an der türkischen Front, wo man sie, ihrer Treue mißtrauend, konzentriert hatte.

Sobald im Jahre 1917 die russische Revolution den Ukas des Nikolaj Nikolajewitsch zunichte gemacht hatte und für die Vertriebenen der Weg in die Heimat freigeworden war, setzte sich abermals ein gewaltiger Zug in Bewegung. Der etliche Tausende von Kilometern zählende Weg kam den Wolhyniern aber diesmal kürzer und leichter vor: es war der Heimweg! Wolhynien, die Heimat, hatte man in der Fremde nicht vergessen,

auf die eigene Scholle hatte man nicht verzichtet. Man dachte und träumte in der Fremde nur immer davon: wenn man doch wieder heim käme, wenn's auf der alten Scholle doch einen neuen Anfang gäbe! – Der Wunsch der Wolhynier ist in Erfüllung gegangen, nicht aber die Hoffnungen, die sie daran geknüpft hatten. An Stelle ihrer blühenden Wirtschaften haben die meisten von ihnen bloße Trümmerhaufen vorgefunden, und wo die Gebäude erhalten geblieben waren, waren sie von Fremden besetzt, die den rechtlichen Eigentümern den Eintritt in ihre Häuser verwehrten. Unter freiem Himmel haben deshalb vielfach die erschöpften Rückwanderer die ersten Nächte zugebracht. Am schlimmsten waren diejenigen daran, die ihre Scholle zwar selbst urbar gemacht, dies aber nicht als Eigentum erworben hatten, sondern sie als Pächter inne hatten. Ihr Land war vielfach an andere unwiderruflich verkauft oder vom Gutsherrn zur eigenen Nutznießung übernommen worden. Diese "Zinsländler" hatten jetzt weder ein Dach über ihrem Haupt, noch auch nur einen Fußbreit Erde, die sie ihr eigen nennen konnten.

Jetzt erst sind viele Wolhynier an ihrer Heimat irregeworden. Die Vergangenheit war schwer, die Gegenwart voller Unrecht und Vergewaltigung, was konnte man sich da von der Zukunft versprechen? In alle vier Winde zerstreute sich deshalb damals eine große Zahl: die einen kehrten zurück ins alte Mutterland, dort hofften sie zur Ruhe zu kommen; die anderen zogen nach Amerika, dort wollten sie ihr Glück versuchen; wieder andere ließen sich in den früheren baltischen Provinzen nieder usw. Eine Zeitlang sah es deshalb so aus, als sollte von dem Siedlertum der Deutschen in Wolhynien kaum eine Spur bleiben, als sollte durch seine hundertjährige Geschichte ein gewaltiger Strich gezogen werden.

Aber es kam doch anders. Wenn auch viele schweren Herzens und erbitterten Sinnes abzogen – ungefähr die Hälfte blieb (in Polnisch-Wolhynien etwa 50 000). Man war des Wanderns müde geworden, man konnte und wollte auch von seiner Scholle nicht lassen. Und wenn sich ein jeder auch dessen bewußt war, daß er keiner rosigen Zukunft entgegenging, so wollte man doch eben in der Heimat einen neuen Anfang wagen und den Kampf gegen alle Hindernisse aufnehmen.

Schwer, bitter schwer sollte sich allerdings dieser neue Anfang gestalten. Während in Westeuropa schon "tiefer Friede" herrschte, wogte in Wolhynien der Kampf noch hin und her. Da kämpfte Ataman Petljura gegen die Bolschewiken; dann kam der Krieg zwischen Sowjet-Rußland und Polen. Wenn deshalb auch der Wolhynier säte und erntete, er hatte wenig davon. Erst 1921, mit dem Abschluß des Rigaer Friedensvertrages, schlug für ihn eine neue Stunde. Jetzt erst war es möglich, aus den Ruinen Neues zu schaffen.

Während er sich aber dazu anschickte und sich wirtschaftlich wieder emporzuarbeiten bemühte, zog eine neue Gefahr herauf: diesmal nicht von außen sondern von innen. – Die Wolhynier waren durch die Verbanung und die Kriegswirren führerlos geworden. Die einzige Führerin, die sie durch hundert Jahre geistlich und geistig betreut hatte, war so gut wie ausgeschaltet: die Kirche. Wolhynien hatte aufgehört, unter der Obhut des Petersburger Konsistoriums zu stehen, die evangelisch-augsburgische Kirche Kongreßpolens wiederum, der Wolhynien einverleibt wurde und zu der es seiner Geschichte nach auch gehörte, hatte durch den Krieg selbst zu schwer gelitten, als daß sie sich Wolhyniens in ausreichendem Maße hätte annehmen können. Diese Zeit der Schwäche der Kirche nutzten mit aller Kraft die Sekten aus, die seit dem Kriege gerade in Wolhynien eine äußerst rege Werbetätigkeit entfalteten. Es herrschte in den Nachkriegsjahren und herrscht zum Teil auch heute noch unter den wolhynischen Kolonisten eine starke religiöse Bewegung. Die erschütternden Erlebnisse der letzten Jahre haben tiefe Spuren hinterlassen. Ein wahrer Hunger nach dem Worte Gottes und nach einem geistlichen Zuspruch herrschte unter ihnen, und die Kirche, deren Aufgabe es gewesen wäre, dies starke Verlangen ihrer Glieder zu stillen, war dazu nicht imstande. Was Wunder wenn die Versammlungen der Sektierer stark besucht, ja überlaufen wurden; wenn viele ihren neuen Lehren Gehör schenkten und sich für dieselben gewinnen ließen! Einen starken Zuwachs erführen auf diese Weise die vor dem Kriege in Wolhynien nur schwach vertretenen Baptisten. Festen Fuß konnten

außerdem zwei neue Sekten fassen: die sog. "Gemeinde Gottes" (Weinbrennerianer) und die sog. "Fettler". Die Folge davon war, daß fast jede Gemeinde sich in mehrere Lager zerspaltete, die sich gegenseitig aufs heftigste bekämpften. Die innere Einheit des deutschen Siedlertums, die Grundvoraussetzung für eine ge-
deihliche geistige Entwicklung, war dahin. Verheerend wirkte auch der engherzige und zelotische Geist der Sektierer, der alles Nicht-Geistliche als sündhaft verurteilt. Als darum die Sektiererei sich eine Zeitlang mit einer Kraft und Schnelligkeit auszubreiten begann, daß sie die Kirche über den Haufen zu rennen drohte, prophezeiten abermals viele nichts Gutes für die Zukunft Wolhyniens. Sie meinten, wenn den deutschen Kolonisten auch ein wirtschaftlicher Aufstieg vergönnt sein sollte, so würde doch die Verwirrung der Geister ein friedliches Zusammenleben unmöglich machen und einen neuen geistigen Aufstieg verhindern.

Mehrere Jahre sind seitdem vergangen. Und wenn man heute durch Wolhynien wandert, so merkt man wenig von der Zerstörung und Verwüstung, die der Welt- und Bürgerkrieg hier angerichtet haben. Wo man bei dieser Wanderung auf geschlossene deutsche Siedlungen stößt, da fällt einem – wie einst vor dem Kriege – der Unterschied auf, der zwischen ihnen und den übrigen Dörfern besteht. Ihre Gebäude sind zum großen Teil neu errichtet; der Viehbestand bessert sich von Jahr zu Jahr; die landwirtschaftlichen Geräte werden immer mehr der Neuzeit angepaßt. Die Ukrainer und Polen staunen darüber; denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Deutschen, die mit leeren Händen aus der Verbannung zurückgekehrt sind und hier nur Trümmerhaufen angetroffen haben, heute wirtschaftlich vielfach höher stehen als diejenigen, die ihre Wirtschaft ununterbrochen betrieben und dabei sich noch oft an deutschem Besitz bereichert haben. Das hat abermals der zähe Fleiß und die Sparsamkeit des Wolhyniers zustande gebracht. Noch ist selbstverständlich der Friedenszustand nicht erreicht, aber man ist auf dem Wege dazu.

Dies alles gilt allerdings nur unter einer wichtigen Einschränkung. Es bezieht sich auf die Eigentümer, die nach ihrer Rückkehr bald festen Boden unter die Füße bekamen. Viel schwieriger, ja in manchen Fällen geradezu tragisch gestaltete sich die Lage der zurückgebliebenen Pächter, die wieder in den Besitz ihres Landes gekommen waren. Da die meisten von ihnen schon mehrere Jahrzehnte ihr Land in Pacht haben, so hieß es bereits vor dem Kriege, daß sie einmal ihr Land umsonst oder unter besonders günstigen Bedingungen erhalten würden. (Darum zögerten sie auch mit dem Kauf des Landes.) Diese Hoffnung schien Wirklichkeit zu werden, als der Sejm im Jahre 1924 das "Übereignungsgesetz" herausgab. Dies Gesetz sieht nämlich vor, daß langjährige Pächter ihr Land unter recht günstigen und durch das Gesetz selbst festgelegten Bedingungen erwerben können. Mit Freuden begrüßten deshalb dies Gesetz auch die deutschen Pächter Wolhyniens. Ihre Freude sollte aber bald in bittere Enttäuschung verwandelt werden, denn das Gesetz ist ihnen nicht zum Vorteil, sondern fast durchweg zum Verderben geworden. Artikel 5 Absatz d des angeführten Gesetzes lautet nämlich: "Die aus diesem Gesetz sich ergebenden Rechte stehen nicht zu den langjährigen Pächtern, die ihr Pachtland mit Unterbrechungen, die über ein Jahr betrogen, besessen haben." Das ist die berühmte "Przerwa" (Unterbrechung), die viele deutsche Pächter um die Existenz gebracht hat, allen aber viel vergebliche Mühe und Unkosten verursacht hat. Obgleich das rechtliche Empfinden eines jeden normalen Menschen es sofort herausfühlt, daß zwischen einem eigenwilligen Verlassen und einer zwangsweisen Vertreibung durch "höhere Gewalt" ein fundamentaler Unterschied besteht, haben die maßgebenden staatlichen Instanzen beides gleichgesetzt und so das Gesetz für die deutschen Pächter Wolhyniens unwirksam gemacht. Gegen solch eine Handhabung des Gesetzes lehnte sich das Rechtsempfinden der deutschen Kolonisten mit aller Entschiedenheit auf. Sie glaubten, es müsse ein Mißverständnis vorliegen, das sich aufklären lassen würde. Eine Unmenge von Prozessen wurde deshalb angestrengt. Man ging von einer Instanz zur anderen, bis man schließlich bei dem Obersten Verwaltungsgericht anlangte. Mit Spannung wurde sein entscheidendes Urteil erwartet; viele waren der günstigen Lösung der Streitfrage sicher. Aber abermals die furchtbare Enttäuschung: das Oberste Verwaltungsgericht hat das Urteil der niederen Instanzen vor einigen Tagen bestätigt.¹⁾ - Unterdessen ist auch schon eine Reihe von Pachtkolonien diesem Gesetz geradezu zum Opfer gefallen. Im Vertrauen auf ihr gu-

tes Recht wollten die betreffenden Pächter ihr Land vom Gutsherrn nicht aus freier Hand kaufen, sondern allein unter Bezugnahme auf das "Übereignungsgesetz". Daraufhin erlangten die Gutsbesitzer auf gerichtlichem Wege das Recht zur Exmission der Pächter und führten diese auch durch. Die Pächter wurden von Haus und Hof vertrieben, ihre Gebäude wurden eingerissen, und das Land, das sie urbar gemacht und 50 – 80 Jahre innehatten, wurde an Fremde verkauft. Unbeschreiblich war das Elend der Vertriebenen. Sie kampierten lange Zeit in Wäldern, lebten in Erdhütten und fristeten mit Mühe und Not ihr Dasein. An dieser Not deutscher Brüder und Glaubensgenossen glaubte der Landesverband für Innere Mission nicht achtlos vorübergehen zu dürfen und organisierte in großzügiger Weise die "Wolhynische Bruderhilfe", die so manche Notlage behoben oder wenigstens gemildert hat. Die Wolhynier werden ihm dies nicht vergessen.

Um der drohenden Gefahr der Exmission zu entgehen, entschloß sich die Mehrheit der übrigen Pachtkolonien, ihr Land aus freier Hand zu erwerben. Der Kaufvertrag ist in einer ganzen Reihe von Fällen abgeschlossen. Es werden aber Jahre und Jahrzehnte vergehen, bis die Pächter den eingegangenen Verpflichtungen werden nachgekommen sein. Wirksame rechtliche und materielle Hilfe leistet den Pächtern dabei die in der Hauptstadt Wolhyniens, in Luck, gegründete deutsche Genossenschaftsbank. – Ein schweres Stück Arbeit steht den deutschen Pächtern bevor. Aber auch in Bezug darauf läßt sich wenigstens sagen: die unsichere Lage ist geklärt, nun wird es auch mit ihnen – wie man hofft – vorwärts und nicht rückwärts gehen.

Ein ähnliches Bild der Klärung und des langsamen Aufstiegs stellt sich uns auf kirchlichem Gebiete dar. Fangen wir bei dem rein Äußerlichen an. – Die durch den Krieg beschädigten Kirchen zu Luck und Rozyszcze sind aufs gründlichste renoviert worden; beide haben jetzt auch eine neue schöne Orgel. In Kostopol, als im Mittelpunkte des Tuczynier Kirchspiels, ist im vergangenen Jahr eine neue geräumige Holzkirche erbaut und in Wlodzimierz ist im Oktober d. J. eine schöne gemauerte Kirche eingeweiht worden. Unterdessen sind auch in vielen Kolonien neue Bethäuser errichtet worden, und diejenigen Gemeinden, die dazu bisher nicht imstande waren, werden wohl auch nicht mehr lange zögern, so daß in absehbarer Zeit eine jede größere Kolonie über ihr eigenes Bethaus verfügen wird.

Hand in Hand mit diesem äußeren Wiederaufbau ging auch die innere Neuorganisation und Belebung der Kirche. Besondere Aufmerksamkeit wurde dabei den Kantoren, dem Rückgrat der lutherischen Kirche Wolhyniens, gewidmet. Durch wiederholt veranstaltete Kurse wurde für die Hebung ihrer Allgemeinbildung Sorge getragen. Vor allem aber wurden sie in der rechten Ausübung ihres kirchlichen Amtes unterwiesen und zu seiner gewissenhaften Verwaltung angehalten. Besonderer Nachdruck wurde auch auf ihren persönlichen Lebenswandel gelegt. – Die intensive Pflege des kirchlichen Lebens hatte zur Folge, daß die Gemeinden im Laufe der Jahre zu ihrer Kirche neues Vertrauen und neue Liebe gewannen. Der starke Zulauf zu den Sektierern hat nachgelassen; man fühlt sich wieder heimisch in seiner Kirche. Die Gottesdienste sind in den meisten Kolonien gut besucht, vor allem die an manchen Orten so beliebten Nachmittags- und Abendgottesdienste, die sogenannten Versammlungen. Die Erstarkung des bewußten kirchlichen Lebens hat ihren Eindruck und Einfluß auf die sektiererische Bewegung nicht verfehlt. Und dies um so mehr, da die Erfahrung erwiesen hat, wie trügerisch und falsch die meisten Sonderlehren der Sektierer sind. Vor allem ihre Lehre von der Sündlosigkeit, an der auch die besten unter ihnen Schiffbruch erlitten haben. Es tritt deshalb auch bei den Sektierern eine offenbare Ernüchterung und Beruhigung ein. Selbst diejenigen, die vor kurzem die Kirche verachtet und geschmäht haben, haben vor ihr eine neue Achtung gewonnen. Man kann deshalb annehmen, daß manch einer, der ihr den Rücken gekehrt hat, mit der Zeit seinen unüberlegten Schritt wieder gutmachen wird.

Ein wahrer Segen für die lutherische Kirche Wolhyniens ist es, daß sie den schweren nationalen Kampf mit allen seinen beklagenswerten Begleiterscheinungen, der innerhalb der Kirche Kongreßpolens geführt wird,

nicht kennt. Völkisch ist die ev. Kirche Wolhyniens fast einheitlich. Ihren Grundstock bilden die geschlossenen deutschen Dorfgemeinden, die vor dem Kriege von der Russifizierung nicht berührt wurden und auch heute von einer Polonisierung fern sind. Nur in den größeren Städten befindet sich ein ganz geringer Prozentsatz von Glaubensgenossen polnischer Zunge, für die je nach Bedarf Gottesdienste in polnischer Sprache gehalten werden. Besonders zu erwähnen sind einige Kolonien, die von den so genannten "Holendry" bewohnt sind. Diese "Holendry" sprechen ein verdorbenes Polnisch und werden deshalb gleichfalls in polnischer Sprache bedient. Wolhynien kennt den nationalen Antagonismus nicht. Wo Glaubensgenossen verschiedener Nationalität zusammenkommen, bemüht man sich, sich gegenseitig zu verstehen und einander gerecht zu werden. Es läßt sich auch nicht behaupten, daß in Wolhynien von irgendeiner Seite offenbare Polonisierungsbestrebungen im Gange wären. Und wenn in einer reichsdeutschen Zeitschrift vor kurzem von einer Gewaltpolitik in Kirche und Schule in Wolhynien die Rede war, so ist dies aus der Luft gegriffen. Eine Gewaltpolitik in Kirche und Schule würde auch gerade in Wolhynien das Gegenteil von dem zeitigen, was man damit zu erreichen beabsichtigt. – Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhange das Verhalten der staatlichen Schulbehörde gegenüber den Kantoratsschulen. Obgleich diese nicht in vollem Maße den staatlichen Anforderungen entsprechen, sind sie doch von der Schulbehörde anerkannt und genehmigt worden. Es werden von seiten der Pastoren alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Stand dieser Schulen zu heben, damit sie den bestehenden Anforderungen gerecht werden. Hoffentlich bleibt aber auch das Verhalten der Schulbehörde dasselbe.

Von allergrößter Bedeutung für das gesamte geistige und zum Teil auch wirtschaftliche Leben der Wolhynier ist die Herausgabe eines eigenen Blattes, des "Wolhynischen Boten". Die meisten Kolonisten haben noch nie eine Zeitung gelesen. Eine Anzahl von ihnen abonnierte zwar in den letzten Jahren den in Kongreßpolen stark verbreiteten "Friedensboten", aber er entsprach zu wenig den hiesigen Verhältnissen, als daß er sich für die Dauer einen weiten Kreis von Lesern sichern konnte. Sollte im Wolhynier ein neues Interesse geweckt und das Halten eines Wochenblattes ihm als vorteilhaft und segensreich erwiesen werden, so mußte neues versucht oder richtiger gewagt werden. Der erste Wurf ist gelungen. Der "Bote" entwickelt sich bisher recht gut. Vielen geht ein Licht auf, wie sehr ein Blatt zur Hebung des geistigen Lebens in Familie und Gemeinde beiträgt. Man darf deshalb erwarten, daß der "Bote" sich immer mehr einbürgern wird.

Die Geschichte der deutschen Kolonisten in Wolhynien ist vor unseren Augen vorübergezogen. Schweres haben die Wolhynier ertragen müssen. Aber, Gott sei Dank, die Gegenwart sieht lichter aus als die Vergangenheit! Was die Zukunft bringen wird, weiß niemand. Der Wolhynier ist gewohnt, sie Gott zu überlassen.

¹⁾ Einzelheiten über das ungeheuerliche Urteil des Obersten Verwaltungsgerichts in Warschau vom 14. November 1927 und über die ganze Rechtslage der wolhynischen Pächter findet man im Januarheft der Zeitschrift "Nation und Volk" (Braumüller-Wien). Die Schriftleitung.

>>> vgl. Abschrift: <http://www.myvolyn.de/wolhynien-spezial/rechtslage-1927.html>

* gemeinfrei gem. § 64 UrhG; Rechtschreibung aus der Vorlage übernommen, Irrtum der Abschrift vorbehalten